

## Christian Schacherreiter

### Unterwegs zu den Quellen der Spiritualität

#### Ein Zwischenbericht

Für ein Kind, das in den fünfziger und sechziger Jahren im oberösterreichischen Innviertel aufwuchs, gehörte Gott zu den nicht hinterfragten Selbstverständlichkeiten. Obwohl wir Gott nie persönlich zu Gesicht bekamen, wußten wir, wie er aussah. Im Religionsbuch war er abgebildet, ganzseitig und in Farbe. Gott war ein langhaariger Großvater im Nachthemd; Jesus, sein Sohn, trug dasselbe Nachthemd, hatte aber keine weißen, sondern braune Haare. Gottvater und Gottsohn wurden von einem weißen Vogel begleitet, der angeblich auch eine Art Gott war – daran mußte man wohl auch glauben, aber mein Schulfreund Max, der die erste Klasse Volksschule wiederholte und uns Grünschnäbeln daher weltanschaulich überlegen war, sagte, daß ihm der Pfarrer *das* nicht erzählen könne! Am Sonntag hatten wir die Messe zu besuchen, vor Gottes Strafen hatten wir uns zu fürchten, insbesondere dann, wenn wir den Eltern nicht gehorcht oder mit den Mädchen Doktor gespielt hatten. Nach der Osterbeichte verglichen wir, wer für welche Sünden wie viele Vaterunser und Gegrüßteistdumaria bekommen hatte. Die Unkeuschheit wurde am ausgiebigsten bestraft. Wir vertraten allerdings die Hypothese, daß Mord mehr Vaterunser nach sich ziehen müsse, als weibliche Genitalien zu besichtigen – aber keiner von uns wagte es, einen Mord zu beichten.

Gott strafte nicht nur; man konnte bei ihm auch Bittgesuche einreichen. Das fand ich solange beruhigend, bis meine Gesuche kommentarlos und ohne Berufungsrecht abgewiesen wurden. Ich stand mit meinen neuen Skiern am Südhang der Auleiten und forderte meine gutmütige Cousine Vroni auf, während meiner schneidigen Talfahrt ein Vaterunser zu beten. Ich geriet in ein Schneeloch, stürzte und verrenkte mir den Fuß. Meine bleiche Cousine schwor – natürlich bei Gott! –, daß sie rechtschaffen gebetet hatte. Mein Urvertrauen in die grundsätzliche Hilfsbereitschaft transzendentaler Instanzen war ein für allemal erschüttert. In der Auleiten zu Pramet bei Ried

im Innkreis verlor ich meine religiöse Naivität. Andere Naivitäten sollten früher oder später folgen . . .

Trotzdem, ich glaubte auch in den folgenden Jahren noch an Gott. An die Religionsbücher glaubte ich nicht mehr so recht. Daß Gott prinzipiell immer auf der Seite der Eltern und Lehrer stehen soll, überzeugte mich nicht. Und schließlich drückte ich mich frohen Sinnes vor der Sonntagsmesse, weil mir mein Gewissen einfach nicht mehr das Fegefeuer androhte. (Solch ein Kleingeist konnte Gott nicht sein!) Auch die grundsätzlich unduldsame Haltung Gottes in sexuellen Fragen wurde von uns Oberstufenschülern bestritten. Wir differenzierten zwischen Gott und seiner Kirche. Die Kirche stand für Unterdrückung und Konservatismus; Gott hingegen war im Grunde ein „klasser Bursch“, der für uns allemal mehr übrig hatte als für die Pharisäer, von denen wir uns gequält fühlten. Wenige sagten allerdings auch schon, daß sie Atheisten seien. Sie hatten Sartre gelesen und rauchten Gitanes ohne Filter. Wir saßen in schwarzen Pullovern unter dem existentialistischen Nußbaum des Gonetsreither Mostbauern und vermaßen in wenigen Sätzen das Universum.

Ich brauchte eine Welterklärung. Ohne Basisphilosophie war ich nicht lebensfähig. Im Umfeld meines Elternhauses galten Fragen nach den letzten Sinnprinzipien als Zeichen einer unbescheidenen, haltlosen Lebensführung und des potentiellen Irrsinns. Man hatte zufrieden zu sein, wenn man genug zu essen hatte – und ein erschwingliches Dach über dem kaum beschäftigten Kopf. Mein Religionslehrer ließ sich zu sehr auf Weinflaschen ein, um sich auf unsere Fragen einzulassen zu können. Der Philosophieunterricht ließ einige Ahnungen zu, der Deutschunterricht bescherte mir hie und da die Herausforderung eines großen Buches . . . , und als ich 1972 an der Universität Salzburg immatrikulierte, etablierte sich dort gerade die studentische Linke; sie bot mir an, wonach ich mich sehnte, *die* Welterklärung, den Marxismus. Auf einmal war alles klar: Die Geschichte ist eine Geschichte der Klassenkämpfe . . . die Wirtschaft ist die Basis . . . Religion, Staat, Recht, das ist der Überbau . . . und die Eschatologie hört auf folgendes Kommando: So oder so, die Erde wird rot! – So einfach war das also . . .

Nichts war so einfach. Zwei Jahre lang glaubte ich an Marx und Lenin. Zwei Jahre lang durfte ich mich einer neuen ideologischen Naivität erfreuen. Dann machte ich zwei fundamentale Fehler: Ich verglich die Theorie mit der alltäglich erfahrbaren Wirklichkeit, und ich las Bücher, die auf dem Index der orthodoxen Linken standen. Der Glaube an das „Kapital“ und das „Manifest der Kommunistischen Partei“ zerschellte an Kants „Kritik der reinen Vernunft“ und an Poppers „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“. Bis heute sind Kant und Popper für mich die Wegweiser des Denkens geblieben, neben meinem verehrten Lehrer, dem Salzburger Literaturwissenschaftler Walter Weiss.

So entwickelte sich also mein Denken. Was ist aber mit meinem Glauben? Die gewaltsame Rekonstruktion kindlicher Glaubensnaivität erwies sich als unmöglich, obwohl ich mich manchmal danach sehnte, wieder an einen guten Vatergott glauben zu dürfen, der für die Mühseligkeiten meines ganz normalen Alltags ein offenes Ohr hat. Ich kannte sie noch gut, die alten Gebete, aber mein Mund schmeckte sie nicht mehr, während er sie sprach. Meine zaghaften Versuche, das religiöse Vakuum, das der Zusammenbruch meiner marxistisch-leninistischen Kosmologie hinterlassen hatte, wieder zu füllen, indem ich hie und da Gottesdienste besuchte und mir eine Bibel schenken ließ, waren zum Scheitern verurteilt. Ich mußte mehrere Jahre in der strengen Observanz einer Gottesferne zubringen, die ich nicht selbst gewählt hatte. Hin und wieder griff ich zu Büchern, die transzendente Gewißheit außerhalb der traditionellen Konfessionen versprachen, aber die Glücksverheißungen des esoterischen Marktes boten kein wirklich tragfähiges Fundament an. In mir verfestigte sich die Meinung, daß mir – aus welchen Gründen auch immer – religiöse Erfahrung nicht zugänglich wäre und daß ich mich damit eben abzufinden hätte.

Einer bekannten Erfahrung zufolge bleibt uns manchmal gerade das vorenthalten, was wir allzu heftig und ernsthaft begehren. Wenn wir – nach Jahren des aussichtslosen Kampfes – in fröhlicher Resignation loslassen, was wir nur zum Schein im Griff haben, dann fällt uns bisweilen überraschend zu, was wir nicht erjagen konnten. Die Leser

werden nun erwarten, daß ich nach Jahren ergebnisloser Gott- und Vollkommenheitssuche plötzlich mit einem monströsen Erweckungserlebnis beglückt wurde. Ich muß die auf das Äußerste gefaßten Leser herb enttäuschen. Mir stieß keine Marienerscheinung zu, kein Dornbusch brannte, und die realen Engel sind offensichtlich nach wie vor Privileg des Engelwerks. Nach wie vor weiß ich nichts von Gott, nichts von den Engeln und gar nichts von unserem Dasein jenseits dieser Existenz. Eines hat sich aber doch grundlegend geändert. Ich habe den berechtigten Verdacht, daß ich seit geraumer Weile einen Sensor für *Spiritualität* in mir trage. Ich rede noch immer nicht mit Gott, ich kenne die Sprache nicht, die er versteht und spricht. Aber ich nehme dieses UNBESTIMMBARE, dieses UNBENENN-BARE wahr, das auf ein GANZ ANDERES verweist, für das ich den Namen GOTT einsetzen könnte, ohne mich vor blasphemischem Gerede zu fürchten. Ich erlebe Begegnungen mit Menschen, mit Gedanken, mit Situationen und spüre (?), daß diese Begegnungen eine Aura entfalten, die sie um wenige Millimeter aus den gewohnten Formen gelebter Alltäglichkeit heraushebt. Der Leser wird mich nach Beispielen fragen. Ich könnte sie geben, aber sie werden den Leser nicht befriedigen, weil ich sie mit den begrenzten Möglichkeiten meiner kleinen Sprache nicht in der großen Qualität vermitteln kann, in der ich sie erfahre. Ich spüre die Anwesenheit von Spiritualität in großer Literatur, in großer Musik; das ist ja nahe liegend und schon so oft beschrieben worden, daß sich eine nähere Erläuterung erübrigt. Aber ich spüre die Anwesenheit von Spiritualität auch in den aufmerksamen Augen meiner kleinen Söhne, wenn ich ihnen so etwas Profanes zeige wie die richtige Handhabung der Schraubenschlüssel. Und ich spüre die Anwesenheit von Spiritualität, wenn ein Freund für mich den Tisch gedeckt hat, den Käse aufträgt und den mit Bedacht gewählten Wein in die Gläser gießt. Es gibt wenig Gemeinsamkeiten zwischen all diesen Situationen. Am ehesten verbindet sie wohl, daß sie etwas mit „Kulturarbeit“ im umfassenden Sinn des Wortes zu tun haben; sie sind – um eine Metapher bei Adalbert Stifter zu entlehnen – winzige Beiträge zum „Bau des Ewigen“, was immer das sein mag. Und

noch etwas haben diese Situationen gemeinsam; sie bewirken in mir ein Gefühl der Dankbarkeit, wobei mir der Empfänger dieser Dankbarkeit ganz unklar ist. Aber vielleicht stellt sich auch dafür noch einmal ein Sensorium ein. Sollte sich dann mein unbekannter Empfänger als – sagen wir – bärtiger, weißhaariger Großvater im Nachthemd herausstellen, würde ich mich allerdings schon ziemlich wundern.

## **Manfred Schweizer**

### **Gott hat es gut mit mir gemeint**

Die ersten Berührungen mit Kirche und Glauben führen zurück in die Kindergartenzeit. Der einzige Kindergarten in unserer Gemeinde (im Mostviertel) wurde von Klosterschwestern geführt. Es waren lustige und unbeschwerte Stunden von 8 bis 12 Uhr; die ersten Freundschaften, zum Teil bis heute anhaltend, entstanden. Aber auch die religiösen Senfkörner wurden ausgestreut. Besonders nachhaltig und schön blieb mir der Sonntag in Erinnerung. Um zur Kirche zu kommen, mußte meine Tante an meinem Elternhaus vorbeikommen. Bei dieser Gelegenheit nahm sie mich zur Sonntagsmesse mit, mich als Jüngsten unter uns drei Geschwistern. Der Platz in der Kirchenbank war traditionsgemäß mit einem Namensschild reserviert, und dort durfte auch ich sitzen. Viele Kirchenlieder, die ich damals schon erlernte und die wir heute noch singen, bilden einen lieben Bogen in der Erinnerung an diese Zeit.

Als ich zehn Jahre alt war, übersiedelten meine Eltern nach Wien. Die Katholische Jungschar und die Mittelschuljugend brachten neue, tiefergehende Begegnungen mit sich. Mit den verschiedenen Jugendverantwortlichen – damals durfte man noch Führer sagen, ohne daß dieses Wort unter uns Jugendlichen belastend verstanden worden wäre – entwickelten sich oft sehr gute Gespräche.

Ich möchte für mich zwei Aussagen treffen, die sich wie ein Leitfaden durch mein Leben ziehen:

1. Meine Jesusbegegnung von damals bis heute hat sich besonders in der Begegnung mit wunderbaren Menschen ereignet.

2. In der Erfahrung der Stille von Einkehrwochenenden oder Exerzitien war die Nähe unseres Herrn am besten spürbar.

Schon sehr früh war ich zum ersten Mal auf Tage der Stille in einem Bildungshaus. Diese Ruhe war gleichzeitig ein Sich-Öffnen; gerne habe ich dann immer wieder davon Gebrauch gemacht. Besonders berührend waren einwöchige Einzelexerzitien Anfang 1966 im Stift Zwettl. Die völlige Integration in den Mönchsalltag mit Teilnahme an den Chorgebeten, aber auch an der Silvesterfeier im Kloster gaben der inneren Stimme, der Stimme der Seele, weiten Raum.

In diesem Zusammenhang ist mir eine Gottesbegegnung besonderer Art wichtig, erwähnt zu werden: Meine Frau und ich gönnten uns immer wieder Tage der Zurückgezogenheit, um aus dem Trubel des Berufs-, aber auch Familienlebens auszubrechen, um in der Stille eines Bildungshauses auf Gott zu hören. So wurden wir gesprächsweise durch einen priesterlichen Freund des Hauses auf „Marriage Encounter“ aufmerksam gemacht, eine Bewegung zur Vertiefung der Beziehung im Paar. Während der drei Tage eines solchen Wochenendes nun ereignete sich in unserer Beziehung etwas Ungeahntes; wir begegneten einander in einer noch nie dagewesenen Tiefe und spürten, wie Gott mit uns unterwegs war; Christus mitten unter uns. Ich muß zugeben, daß diese innige Gottesbegegnung nicht in dieser Intensität in den Alltag gerettet werden konnte, aber eine liebe Berührung durch Gott konnten wir uns bewahren.

Als meine Frau vor nunmehr fast fünf Jahren nach langem, schwerem Leiden starb, war es schmerzlich, gewiß. Wenn ich aber an die Reaktion der darauf vorbereiteten drei Kinder denke, wenn ich an die letzten Wochen meiner Frau denke und meine eigenen Gefühle bedenke – ich meine, Gott war ganz besonders mit uns. Die sogenannte Seelenmesse wurde für uns zu einer Auferstehungsfeier.

Wenn ich heute auf meine 51 Lebensjahre zurückblicke, kann ich viele Situationen und Weichenstellungen erkennen, die mir zunächst unklar waren. Eines habe ich voll Vertrauen gelernt: Die Rätsel und Fragezeichen wurden weggewischt, Gott hat es immer gut mit mir gemeint.